

Tickets haben immer die anderen

Nein, die Münchner sind nicht sehr froh darüber, dass nur wenige Auserwählte ins Stadion dürfen. Aber Spaß werden sie trotzdem haben

Von Wolfgang Görl

Wer am Sonntag die Kirche zugunsten eines Spaziergangs durch den Englischen Garten schwänzt, hat gute Aussichten, in ein Fußballspiel verwickelt zu werden. Abgesehen von der seltenen Variante, mehr oder weniger zwangsweise als Schiedsrichter zum Einsatz zu kommen und nach dem Schlusspfiff das Spielfeld als „schwarze Sau“ (so jedenfalls die Meinung der Verlierer) zu verlassen, sind zwei Arten der Verstrickung wahrscheinlich: Der Spaziergänger wohnt der Partie als Zuschauer bei und zeigt sich erkenntlich, indem er verschossene Bälle zurückholt; oder er greift, sei es auf eigenen Wunsch, sei es auf Bitten der Akteure, selbst ins Spielgeschehen ein. Trikots, Schienbeinschoner und Fußballschuhe sind zwar nicht direkt verpönt, aber unbedingt nötig sind sie auch nicht. Denn hier, auf den Wiesen zwischen dem Kleinhesseloher See und dem Haus der Kunst, ist eines der Höhepunkte der wilden Kicker, die eine anarchische Interpretation der Fußballkunst bevorzugen.

Wer in diesem Reich der Freiheit kickt, braucht keine Spielfeldmarkierung, keine Abseitsfalle und schon gar keine Vereinsmeier; er braucht lediglich einen Ball, ein paar Klamotten, die als Torpfosten fungieren, und einige Sportfreunde, die mitmachen. Letztere sind im Englischen Garten beinahe so häufig wie die Hunde.

Beobachtungen wie diese legen den Schluss nahe, dass die Fußball-Leidenenschaft in München auch dort tobt, wo es keine Business-Logen inklusive Allianz-Arena-Menü mit garantierten FC-Bayern-Triumphen gibt. Während der Aufstieg des Profifußballs zum Society-Event à la Opernpremiere oder Modetage in der Architektur des Fröttmanner Stadions in Szene gesetzt wurde, behauptet sich jenseits des Bussi-Kosmos die Parallelwelt der Graswurzler-Kicker und ihrer Artverwandten.

Charmante Parodie

Ja, München wäre auch ohne den ewigen Klassenprimus FC Bayern und ohne die zur Tragikomödie begabten Löwen eine Fußballstadt. Im Jahr 2005 waren beim Bayerischen Fußballverband 153 Münchner Vereine registriert. Zählt man Frauen-, Alte-Herren- sowie Firmen- und Behördenmannschaften hinzu, dann nahmen in München im vergangenen Jahr 1363 Fußballmannschaften an Verbandsspielen teil. Und im Schatten des Vereinswesens hat sich eine fußballerische Subkultur gebildet, die mitunter wie eine charmante Parodie auf den kommerziell durchorganisierten Profisport wirkt.

Allein in der „Royal Bavarian Liga“ spielen mehr als 100 Hobby- und Thekenmannschaften, die mit Namen wie „Jugend Urin“, „FC Uferlös Immervoll“ oder „Epileptic Tits“ eine dem Geiste Herbergers eher abholde Programmatik andeuten. Der spielerische Ernst, der da durchschimmert, hat mit der ursprünglichen Natur des Fußballs möglicherweise mehr zu tun als das coole Profigehabe der Popstars hochgejubelten Champions-League-Söldner.

Nebenbei bringt der Fußball Menschen zusammen, die sich ohne ihn vermutlich immer fremd geblieben wären. Bekanntlich hat das Spiel eine quasi universelle Grammatik, die Verständigung über Kultur- und Sprachgrenzen ermöglicht. Ein Wink, eine Geste genügen, und der Mitspieler assistiert beim Doppelpass, egal aus welcher Ecke der Welt er kommt und welche Muttersprache er spricht. Weil Fußball sprachliche, soziale und kulturelle Barrieren überwinden kann, haben Betreuer von Flüchtlings- und Migranten in dem 1997 die interkulturelle Straßenspielform „Bunt kickt gut“ gegründet. In fünf Altersklassen spielen Jugendliche aus Flüchtlings- und Asylbewerberheimen gegen Münchner Freizeitteams, Schulmannschaften oder Straßenspieler. Mittlerweile machen bis zu 2000 junge Leute bei „Bunt kickt gut“ mit.

Es ginge wahrscheinlich zu weit, dem Münchner eine genetisch fixierte Affinität zum Fußball zu unterstellen, zumal die Spezies des Urmünchens seit langem als ausgestorben gilt. So viel man weiß, kann keiner der heutigen Bewohner den Nachweis erbringen, seine Familie lebe seit den Zeiten Heinrichs des Löwen in



Fußball in München: Das sind nicht nur Stars wie Franz Beckenbauer, hier beim WM-Triumph 1974, oder „Löwen“-Keeper Petar Radenkovic, der 1966 die Meisterschale in Empfang nahm. Ob im Englischen Garten, in der Straßenspielform oder auf Jugendplätzen – gespielt wird überall. Fotos: imago, ullstein, argum, Rumpf, Ostkreuz, Haas

der Stadt. Zunehmend selten, aber immer noch vorhanden ist jener Typ des Eingeborenen, der den Fußball ebenso komplett mit Missachtung straft wie alles andere auf der Welt – mit Ausnahme der Frage, ob das Bier richtig eingeschmeckt ist.

Solchen Einzelfällen zum Trotz ist eine gewisse Zuneigung des Münchners für den Fußball nicht von der Hand zu weisen, weshalb die noch zur Jahreswende grassierende Vermutung, die Stadt werde der Weltmeisterschaft wie einem amourösen Rendezvous entgegenfiebers, keineswegs unbegründet war. Aber irgendwie muss die Liebe während des Frühlings erkaltet sein, denn von einer mit Ungeduld und brennender Erwartung aufgeladenen Atmosphäre ist in München wenige Tage vor dem Eröffnungsspiel so gut wie nichts zu spüren.

Dagegen hat man keine Mühe, Leute zu finden, denen die WM schon vor dem Anpfiff auf den Wecker geht. Nicht um die notorischen Fußballhasser, die ihre Unkenntnis der Abseitsregel gern als Zeichen kultureller Überlegenheit anführen, handelt es sich dabei, sondern um solche, die dem Spiel durchaus gewogen sind. Natürlich werden sie im Ernstfall dann doch vor dem Fernseher sitzen. Ja, vor dem Fernseher – wo sonst? Die WM-Tickets haben immer die anderen.

Aber wenn Ronaldinho zaubert und

Huth stolpert, wird womöglich vergessen sein, was den Überdruß über Monate hinweg genährt hat. In solchen Momenten wird man sich nicht mehr an das „offizielle Fifa-WM-Menü“ von McDonald's erinnern, an die WM-Reizwäsche von Beate Uhse und die Weltmeistersemeln vom Bäcker unseres Vertrauens. Auch nicht an das simulierte Fangeschrei von Elektronik-Discountern oder die Angst, die Metzgerinnung werde den Verkauf von Leberkäse in Fußballform verfügen. Kaum ein Produkt, zu welchem den Reklamefritzen nicht ein abstruser Bezug zur WM eingefallen wäre. Man hätte sich auch nicht gewundert, den Plüschlöwen Goleo im Laden eines Bestattungsdienstes vorzufinden, als Werbeträger für Urnen mit dem Slogan: „Hol dir den Pokal!“

Getrübte Vorfreude

Die Penetranz der Werbebranche und dazu das schamlose Bestreben der Fifa, alles an sich zu reißen, was Geld bringt, haben die Weltmeisterschaft in den Augen vieler Fans zu einer gewaltigen Marketingshow verkommen lassen, in deren Beiprogramm ein paar Fußballspiele lauern. Nimmt man noch die fraglos gut gemeinten Maßregeln für den Umgang mit Gästen hinzu, die Politiker et alii offenbar für nötig halten, um uns Barbaren Beh-

nen, warum die Vorfreude getrübt ist. Volltönende Belehrungen und das an Nötigung grenzende Kauf-mich-Gedöns sind genau das, was der Münchner liebt. So braucht ihm niemand zu kommen. Dann schaltet er auf stur.

Es wäre ein Leichtes, über den Wahnwitz hinwegzusehen, hätte man die Chance, ein Spiel im Stadion zu erleben, unbeschreiblicherweise vielleicht sogar die Eröffnungspartie. Die Sache ist aber eher so, dass man schon stolz wäre, einen zu kennen, der ein Ticket besitzt. In der Regel aber sind das nicht jene, die zum üblichen Fußvolk des Bundesliga-Alltags gehören, und auch die wilden Kicker vom Englischen Garten werden in der Arena nur schwach vertreten sein – ein Schicksal, das sie mit den Amateurkicker teilen, die jedes Wochenende auf Vereinstribünen dem Ball nachhagen.

Trotz Großleinwänden und TV-Übertragungen in fast jeder Kneipe hält sich das Verständnis für diese Form des WM-Ausschlusses in Grenzen. Man möchte es nicht für möglich halten, und doch ist es Tatsache: Es gibt Münchner, die partout nicht einsehen wollen, dass die Plätze in der Arena vorrangig für Funktionäre, Würdenträger, Sponsoren und andere wichtige Menschen gebraucht werden. Doch sollte dies niemand zu dem voreiligen Schluss verleiten, im VIP-Bereich

werde die Kompetenz im Golfspielen größer sein als in puncto Fußball.

Im Übrigen lässt sich unschwer vorhergesagen, dass die Münchner den Verdruss mit Würde tragen werden. Und selbst bei einem vorzeitigen Scheitern der deutschen Elf wären keine Ausschreitungen zu befürchten, wie sie beispielsweise bei der Bierpreiserhöhung im Jahr 1988 der Fall waren. Damals mussten 50 Schwere Reiter ausrücken, um einen Volksaufstand auf dem Nockherberg gewaltsam zu unterdrücken. Was aber den Fußball betrifft, so gibt es in München zweierlei Arten, mit Enttäuschungen zurechtzukommen. Obwohl beide grundverschieden sind, laufen sie auf dasselbe hinaus: auf Schicksalsgerbenheit, die ein Leben nach der Niederlage möglich macht.

Die eine Variante war besonders gut zu beobachten, als der FC Bayern 1999 im Finale der Champions-League gegen Manchester United durch zwei Tore in letzter Minute verlor. In Italien hätte ein derart unerfreulicher Schlussakt zumindest dazu geführt, dass die Hälfte aller Fernsehgeräte des Landes aus dem Fenster geflogen wären, wohingegen in München, von Ausnahmen abgesehen, bereits am Morgen nach dem Desaster wieder Gelassenheit herrschte. Nach Meinung führender Fußball-Philosophen liegt die Ursache dieses Phänomens in der besonderen Beziehung, die der Bayern-Fan zu seinem Club hat. Was ihn mit dem Verein verbindet, ist im Regelfall nicht Leidenschaft, sondern der Wunsch, dort zu stehen, wo der Erfolg ist. Und wo wäre das, wenn nicht beim FC Bayern, der seinen Fans einen immerwährenden Platz auf der Sonnenseite verheißt?

Das betriebswirtschaftliche Kalkül, mit dem die Bayern-Bosse den Erfolg planen, verleiht dem Verein den Charme eines börsennotierten Unternehmens und macht seine Anhänger zu kleinen Teilhabern am großen Triumph. Rückschläge gehören zum Geschäft, die werfen einen nicht aus der Bahn. Sie werden kühl verbucht und abgehakt. Wer lange trauert, verpasst den Anschluss. Zwei Jahre nach dem Manchester-Schock waren die Bayern dann Champions-League-Sieger.

Die Leiden der Löwen

Warum auch die Fans des TSV 1860 Niederlagen normalerweise mit Anstand verkraften, ist leicht erklärt: Sie haben sich schlichtweg daran gewöhnt. Die letzte ganz große Ruhmestagelung der „Löwen“ im Jahr 1966, als sie das erste und bislang einzige Mal Deutscher Meister wurden. Was folgte, war eine nahezu wundersame Ansammlung von Unvermögen, Pech, Wildmoser und anderen Heimtuchungen, sodass allmählich als verbürgt galt: Löwen-Fan zu sein, heißt leiden. Weil das auf Dauer keine wirklich attraktive Botschaft ist, machte sich unter den Sechzigern eine quasireligiöse Stimmung breit, deren Muster im Alten Testament zu finden ist: Wir sind die Auserwählten, die der Fußballgott mit zahllosen Schicksalsschlägen prüft. Die „Roten“ von der Säbener Straße sind dagegen bloße Profiteure, die gemäß den Regeln des entfesselten Kapitalismus demjenigen folgen, der ihnen den höchsten Ertrag verspricht. Wir, die Löwen, aber sind wahre Liebende, die ihrer Angebeteten noch bis in den Orkus folgen würden. Wenn es dumm läuft – und gewöhnlich läuft es bei 1860 immer dumm – wird der Verein dort auch bald landen.

In diesem Fall wäre es möglich, dass nicht wenige Münchner wegen einer Fußballmannschaft in jene existenzielle Verzweiflung geraten, die man sonst nur von hoffnungslos Verliebten im Theater kennt. Welche Prioritäten ein echter Löwe hat, offenbart ein Witz aus den sechziger Jahren, in dessen Mittelpunkt Rudi Brunnenmeier steht – ein grandioser Stürmer und leider auch ein Trinker vor dem Herrn. Am Beispiel Brunnenmeiers, der vor drei Jahren gestorben ist, könnte man anschaulich Glanz und Elend der Löwen schildern; doch das wäre eine andere Geschichte. Der Witz aber geht so: Vater und Sohn spazieren zum Spiel, aber weil sie die Karten vergessen haben, läuft der Bub nochmal heim. Völlig verstört kommt er zurück: „Babba, der Br, der Br, der Br...“ Der Vater erbleicht. „Babba, der Briefträger liegt mit der Mamma im Bett.“ Darauf der Alte: „Gott-seidank. I hab scho Angst ghabt, der Brunnenmeier spuit net.“